Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 218 (1945)

Artikel: Wenn einer aus der Reihe tanzt
Autor: Stebler, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655457

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn einer aus der Reihe tanzt

Von Jakob Stebler

Der biedere Schuhmachermeister Schüchli war das, was man allgemein unter einem senkrechten Bürger versteht. Ehrlich, brav und unabhängig, selbständig in seinem Urteil, tüchtig im Beruf und ein vorbildlicher Familienvater, ohne falsche Einbildungen, ganz einfach ein Mensch, der seiner Arbeit lebt und sich nicht groß in Händel und Politik einmischt. Als tüchtiger Schuhmacher hatte er sein anständiges Auskommen, war im ganzen Dorf beliebt und geachtet, gönnte sich hie und da seinen Abendschoppen, ohne ein Wirtshaushocker zu sein, und hatte im übrigen nur eine Leidenschaft, die ihn außerhalb seiner Arbeitszeit vollständig beherrschte: das Briefmarkensammeln.

Denn mit irgend etwas muß sich der Mensch neben seiner Arbeit beschäftigen können, sonst versimpelt er oder nimmt der Welt gegenüber einen ungerechtfertigten, einseitigen Standpunkt ein. Der eine treibt Sport oder Politik, ein anderer dichtet, ein dritter beschäftigt sich mit Pilz-, Kaninchen- oder Entenzucht, alle aber reiten ihr nebenberufliches Steckenpferd mit Geschick, Hingabe und Liebe.

Tobias Schüchli also hatte die Briefmarken in sein Herz geschlossen. Seine Gemäldegalerie enthielt Hunderte von seltenen Stücken, die sein Stolz waren und übrigens einen ganz ansehnlichen Liebhaberwert aufwiesen. So wie zu Großmutters Zeiten jeweils einem Besuch zuallererst das goldbeschlagene, drei Kilo wiegende Familienphotographiealbum zum Bestaunen vorgelegt wurde, bevor er sich überhaupt an einem Willkommtrunk erfrischen durfte, so schleppte auch Tobias Schüchli gleich seine umfangreiche Sammlung herbei, und wehe dem Besucher, der nicht gleich das nötige Verständnis für die briefmarkensportliche Leidenschaft des wackern Schuhmachers aufbrachte!

Diese Liebhaberei also beschäftigte ihn derart, daß ihm so ziemlich jeder Sinn für alles andere abging. Ausgenommen natürlich für seine Frau und seine Tochter Elsbeth, aber das ist eigentlich selbstverständlich. Denn seine Frau war die Seele und die Buchhalterin des Hauses, die ihm ein Kassenbuch ersetzte, und seine Tochter war so um die zwanzig herum, was ebenfalls genug sagt.

Für die Politik jedenfalls hatte er nichts übrig. Daß aber ausgerechnet er, die verkörperte politische Harmlosigkeit, dazu bestimmt war, in der größern und kleinern Politik eine ausschlaggebende Rolle zu spielen, das gehört so zu den Witzen der lokalen Weltgeschichte, die sich ergeben wie das Huhn aus dem Ei.

Tobias Schüchli war nämlich nicht bloß wohlbestallter und gewissenhafter Schuhmacher, sondern auch richtiggehender Großrat sozusagen wider Willen. Und zwar hatte man ihn zum Großrat gewählt ungefähr vierzehn Tage vor Beginn unserer Geschichte. Das war ungefähr folgendermaßen zugegangen:

Wie immer vor den Wahlen waren die politischen Parteien wieder einmal auf die Suche nach ehrbaren Leuten gegangen, die gewillt waren, ihre Namen auf die Wahlliste setzen zu lassen. Nun aber werden bekanntlich nie alle Kandidaten gewählt, die auf einer Liste stehen, sondern in der Regel bloß die obersten. Die andern wissen sehr gut, daß sie bloß als Verlegenheitskandidaten aufgeführt sind und bestenfalls die Möglichkeit haben, nachzurutschen, wo je ein Ersatz benötigt wird. Aber sie stellen sich zur Verfügung zum Teil aus Pflichtbewußtsein, zum Teil aus Ehrgeiz, Eitelkeit oder Parteidisziplin oder zum Teil auch, weil sie unter ganz leichten Druck gesetzt werden.

Beim Schuhmacher Schüchli hatte ein dritter Umstand mitgewirkt. Der Gemeindeschreiber Schnetzler, der zugleich Präsident der Fortschrittspartei war, hatte ihn lange und erfolglos bearbeitet. Er, Tobias Schüchli, als angesehener Bürger und weitherum als zuverlässig bekannter Handwerker sowie als Mann von altem Schrot und Korn, sei aus allen möglichen Gründen verpflichtet, dem Ruf der Partei, der er nun einmal angehörte, zu folgen und sich selbstlos der höheren Disziplin zu unterziehen, die eine mit vertrauenerweckenden Namen gefüllte Liste erfordere.

Natürlich hatte sich Tobias Schüchli mit Händen und Füßen gegen die ihm zugedachte Ehre verteidigt, da er nicht die geringste Lust fühlte, sich gewissermaßen als Juxkandidat lächerlich zu machen. Aber die Parteigrößen hatten ihn unter

Druck gesetzt mit dem Hinweis darauf, daß er schon aus geschäftlichen Rücksichten nicht anders dürfe, hatten ihm erklärt, daß er zum alleinigen Schuhmacher aller Parteimitglieder erklärt würde, und ihn schließlich mit Alkohol weiter bearbeitet, bis in einer schwachen Stunde sein Widerstand erschlaffte und er um des lieben Friedens willen sein Einverständnis erklärte. Danach ließ er die Wahlschlacht über sein schuldloses Haupt ergehen und wurde zwar nicht gewählt, erhielt aber doch so viel Stimmen, daß es ihm zum Ersatzmann reichte. Und nun, ja nun war eben einem Großrat der Fortschrittspartei vor vierzehn Tagen eingefallen, zu demissionieren, und damit wurde unser Tobias, der nichts weniger als ein Politiker war, ganz automatisch sein Nachfolger. Es war gräßlich.

Für ihn sowohl wie für den Parteivorstand. Denn im Ernst hatte ja kein Mensch je daran gedacht, der harmlose Schuhflicker, der kaum auf drei zählen konnte, würde je als Volksvertreter in den Rat einziehen, und so war die Verblüffung denn beidseitig echt. Schüchli hatte nur den einen Gedanken: Wenn ich bloß im Großen Rat nichts Dummes anstelle! Und denselben Gedanken hatten die Parteigrößen.

Aber weil alles mit rechten Dingen zugegangen war, ließ sich eben nichts dagegen machen. Bestenfalls konnte man dem neuen Großrat empfehlen, sich nicht zu stark aufs Glatteis zu wagen, sich in keiner Weise hervorzutun, nach Möglichkeit das Maul zu halten und sich darauf zu beschränken, so zu stimmen, wie es der Partei dienlich war. Angesichts der rednerischen Unfähigkeit Schüchlis war schon das zuviel. Denn er war sich selbst am besten bewußt, daß er keine Glanzrolle spielen und bestenfalls im Schatten der berufsmäßigen Politiker sein bescheidenes Gastspiel im Parlament absolvieren würde.

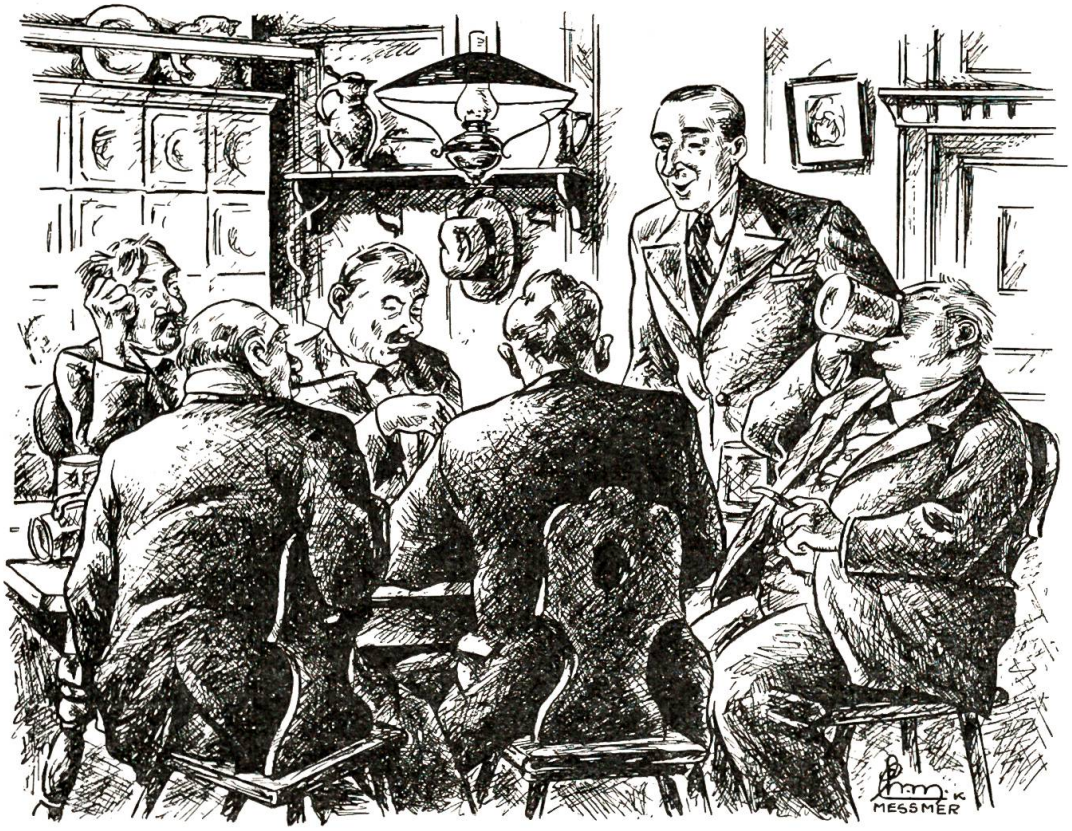
Wohl war ihm natürlich bei der Sache nicht. Es war überhaupt niemandem wohl bei der Sache. Aber in der Politik kommt das häufig vor.

In unserem Falle hatte nun aber gerade er eine große Bewährungsprobe abzulegen. Es war nämlich eine wichtige Angelegenheit spruchreif geworden. Diese Angelegenheit hieß Münsterbergzahnradbahn oder abgekürzt Mübezaba.

Eigentlich war so ziemlich der Großteil der Bevölkerung dagegen, daß auf den Münsterberg eine Zahnradbahn gebaut werde. Aber die Führer der Fortschrittspartei waren dafür, und wenn die Führer für etwas eingenommen sind, so setzen sie es in der Regel durch. Auch wenn nachher die andern die Zeche zu bezahlen haben. Oder vielleicht deshalb.

Sei dem, wie es wolle; an einem schönen Samstagabend saß der ganze Gemeinderat im Hinterstübchen des „Löwen" beieinander, um die Zahnradbahnfrage noch einmal gründlich durchzubesprechen, bevor sich eine höhere Instanz damit befassen sollte. Außer dem Gemeinderat waren aber auch alle diejenigen Bürger anwesend, die sich irgendwie am Bahnbau interessierten und sich geneigt zeigten, einer zu gründenden Mübezaba-Genossenschaft beizutreten. Eingeladen war auch der Mann, der die ganze Geschichte ins Rollen gebracht hatte, ein gewisser Herr Winkelmann, seines Zeichens Geschäftsagent aus der benachbarten Stadt und Vermittler von allerhand Geldgeschäften. Die Stimmung war angeregt, denn Herr Winkelmann hatte es sich nicht nehmen lassen, ein Faß Bier zu spenden, mit Hilfe dessen er uneingestandenermaßen hoffte, die etwas spröden Dorfbewohner für das Bahnprojekt zu beeinflussen. Und als die Unterhaltung schon lärmig zu werden begann, klopfte er ans Glas, zupfte sich seine Krawatte zurecht und begann mit salbungsvollem Pathos zu reden.

„Meine Herren... liebe Mitbürger! Als Vertreter der Dollaria-Finanzgesellschaft habe ich die Ehre und das Vergnügen, Ihnen über den Stand der Angelegenheit Bericht zu erstatten. Ich kann mich ganz kurz fassen, weil Ihnen das Wesentliche schon bekannt ist. Die Dollaria-Finanzgesellschaft hat als erste den Gedanken erwogen, eine Zahnradbahn auf den Münsterberg zu erstellen. Die Vorteile, die Ihrem Dorf aus diesem Bahnbau erwachsen würden, brauche ich Ihnen nicht mehr näher zu schildern. Wir alle sind uns darüber einig, daß er berufen sein wird, Ihre Gemeinde einer neuen Blüte entgegenzuführen. Was wir heute zu tun haben, ist einzig die Gründung einer Genossenschaft — die im übrigen bereits so gut wie besteht — und die Erörterung der Frage, wie wir das ganze Unternehmen zu finanzieren gedenken."



„Meine Herren ... liebe Mitbürger!"

Hier nahm er einen tüchtigen Schluck und fuhr fort:

„Die Gesamtbaukosten werden sich nach unserer Berechnung auf rund eine halbe Million Franken belaufen. Davon übernimmt die Dollaria-Finanzgesellschaft zehn Prozent; von Staat und Bund hoffen wir zusammen fünfzig Prozent Subvention zu bekommen, und für den Rest sollen Genossenschaftsanteile ausgegeben werden. Die Frage stellt sich also so: Ist die zu gründende Genossenschaft Mübezaba in der Lage, die restlichen vierzig Prozent der halben Million, also im ganzen zweihunderttausend Franken, aufzubringen? Wenn ja, wird sich die Dollaria-Finanzgesellschaft natürlich mit aller Energie für die baldige Verwirklichung des Projekts einsetzen."

Worauf der Gemeindeschreiber Schnetzler als Präsident der Fortschrittspartei das Wort ergriff und im Brustton der Überzeugung erklärte, daß seiner Ansicht nach das Genossenschaftskapital ohne weiteres gezeichnet werde. Was viele Interessenten davon abhalten möge, sei vielleicht die Ungewißheit darüber, ob der Kanton eine angemessene Subvention bewilligen werde. Darüber aber, fuhr er mit erhobener Stimme fort, könne jedermann beruhigt sein. Denn die Gemeinde verfüge über einen klarblickenden und weitdenkenden Mann im Großen Rat, den Schuhmacher Schüchli, der auf die Fortschrittspartei eingeschworen sei und nicht ruhen und rasten werde, bis er der guten Sache zum Sieg verholfen hätte.

Der Gemeindepräsident Ruch äußerte einige Bedenken, weil seiner Meinung nach die Volksstimmung doch nicht so eindeutig für den Bahnbau eingestellt sei, aber das Gratisbier des Herrn Winkelmann hatte die Stimmung bereits so weit gehoben, daß Vernunftgründe überhört wurden, und nachdem sich auch neben andern Rednern der Löwenwirt Glattmüller temperamentvoll für den Bahnbau einsetzte, ergab die Abstimmung ein unzweideutiges Mehr für die Gründung einer diesbezüglichen Genossenschaft.

Eine Stunde später waren bereits die Verpflichtungsscheine für hunderttausend Franken gezeichnet, und Herr Winkelmann konnte befriedigt feststellen, daß das Volk die Bewährungsprobe bestanden hätte und nun das Herannahen eines geradezu goldenen Zeitalters erleben dürfte.

Worauf noch einige kleine Formalitäten vorgenommen wurden, wie die Wahl des Genossenschaftsvorstandes, wobei so ziemlich jeder Anwesende sein Amt erhielt; doch begnügen wir uns zu erwähnen, daß Herr Schnetzler als Direktor der Bahngesellschaft, der Löwenwirt Glattmüller als Verwaltungsrat und der Spenglermeister Kellerhals als Betriebschef gewählt wurden. Für den Initianten, den Herrn Winkelmann, blieb gerade

noch das Amt des Genossenschaftskassiers übrig, das er bescheiden und mit vielen Dankesworten annahm.

Er wies noch einmal mit schwungvollen Worten darauf hin, daß es Pflicht jedes Genossenschafters sei, nun möglichst bald einen Barbetrag zu zeichnen, worauf sich die Bahnbauer, mit Bier und großen Dividendenversprechen gesättigt, in alle Winde zerstreuten.

Wer eine Sache einmal übernimmt, muß sie auch gründlich durchführen. Also sprach denn gleich anderntags der neugebackene Herr Direktor Schnetzler beim Schuhmacher und Großrat Schüchli vor, und zwar in einer Tonart, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

„Mit einem Wort, Herr Schüchli, der Bahnbau ist eine beschlossene Sache. Fraglich ist einzig noch, ob uns der Kanton eine Subvention gewähren wird. Und da nun, Herr Schüchli, da haben Sie als Großrat nun einzusetzen. Sie kennen die Verhältnisse. Sie wissen, daß die Mübezaba unser Dorf zu neuer Blüte bringen wird, und ich erwarte von Ihnen im Namen der ganzen Gemeinde, der Fortschrittspartei und der Bahnbaugenossenschaft, daß Sie sich in der nächsten Sitzung des Großen Rates voll und ganz für unsere Ansprüche einsetzen werden. Punkt."

Der biedere Schuhmachermeister Schüchli kratzte sich einen Augenblick lang dort, wo einst Haare gesproßt haben mochten, überlegte kurz und erklärte schlicht: „Das werde ich nicht tun."

„Und warum gedenken Sie das nicht zu tun?"

„Weil im Grunde die ganze Gemeinde gegen den Bahnbau eingestellt ist. Und weil ich es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren kann, für etwas einzutreten, was von meinen Mitbürgern abgelehnt wird. Ich sehe die Notwendigkeit dieses Bähnleins nicht ein. Dagegen sehe ich einen großen Katzenjammer voraus, den Katzenjammer, der dann eintreten wird, wenn es sich darum handeln soll, das Defizit zu bezahlen."

„Sie jedenfalls werden weder am Gewinn noch am Verlust beteiligt sein. Sie haben ganz einfach nach Parteiparole zu stimmen, Sie haben die Partei zu vertreten, die Sie in den Großen Rat gewählt hat, und Ihre persönliche Auffassung spielt da nicht die geringste Rolle."

Der Schuhmachermeister Schüchli war ein friedfertiger Mensch, der es nicht übers Herz gebracht hätte, einen Regenwurm zu zertreten oder eine Fliege totzuschlagen. Bisher hatte er sich im Interesse seines Geschäfts auch immer angewöhnt gehabt, andern Leuten beizupflichten, wenigstens äußerlich. Das ging schließlich nur ihn persönlich

„Das werde ich nicht tun."

an, ihn, den Schuhmacher Schüchli. Wenn nun aber da einer kam und von ihm etwas verlangte, das mit seiner Ehrenhaftigkeit unvereinbar schien und was übrigens den Großrat Schüchli betraf, so reizte das seinen ganzen Menschen zum Widerspruch.

„Soviel ich weiß, bin ich nicht von einer Partei in den Rat gewählt worden, sondern vom Volk. Diesem Volk bin ich Rechenschaft schuldig, nicht Ihnen noch irgendwelchem Parteiklüngel!"

„Mit andern Worten, Sie befürchten, daß die Leute weniger Schuhe kaput machen werden, wenn sie in Zukunft den Berg hinauf fahren statt gehen!"

Aber Schüchli ließ sich durch diesen Spott nicht aus der Fassung bringen. Ihn überkam die Ruhe des Menschen, der sich einer großen Verantwortung bewußt ist. Darum erklärte er dem Parteipräsidenten noch einmal rundweg, daß er nicht gesonnen sei, im Großrat persönliche Interessen zu vertreten, sondern so zu stimmen, wie er es mit seinem Gewissen vereinbaren könne.

Das ärgerte seinen Widersacher mächtig. „Herr Schüchli, ich rate Ihnen, nicht aus der Reihe zu tanzen. Sie sind als Vertrauensmann unserer Partei abgeordnet, Sie haben unsere Parole zu befolgen und..."

„Ich bin als Vertrauensmann des Volkes abgeordnet! Ich will das Vertrauen des ganzen Volkes genießen!"

„Sie genießen das Vertrauen der Partei; das genügt."

„Soll ich etwa gegen meine Überzeugung stimmen?"

„Ein guter Politiker muß immer gegen seine Überzeugung reden und stimmen können. Ein guter Politiker hat überhaupt keine eigene Überzeugung."

„Ich bin aber kein Politiker!"

„Sie vertreten aber unsere Partei!"

„Ich vertrete die öffentliche Meinung!"

„Die öffentliche Meinung sind wir, die Partei! Übrigens, sie hat einen langen Arm. Das könnten Sie unter Umständen unangenehm zu spüren bekommen. Wenn Sie Wert darauf legen, Ihre Kundschaft zu behalten, dann..."

„Ich soll also mit einem Geschäft Politik machen?"

„Nein. Aber vielleicht mit der Politik ein Geschäft. Doch verstehen Sie das offenbar nicht. Nun, überlegen Sie sich's. Und halten Sie sich eines vor Augen: sollten Sie gegen unsere Parole stimmen, dann sind Sie die längste Zeit Großrat gewesen. Und dann können Sie sich Ihre Kunden suchen, wo Sie wollen; aus den Reihen unserer Parteimitglieder wird Ihnen niemand mehr auch nur einen Absatz zu flicken bringen!"

Diese Unterredung war sozusagen Schüchlis Eintritt in die hohe Politik. Sie wühlte ihn mächtig auf. Erfüllte ihn mit Trotz. Also dazu hatte man ihn vorgesehen, einigen Sonderinteressen zum Durchbruch zu verhelfen. Und damit er es tue, wurde er unter Druck gesetzt. Entweder parieren oder sich den Brotkorb höher hängen lassen.

Durch lange Tage hindurch verarbeitete er diesen Konflikt. Beim Schuheflicken hatte er Zeit, darüber nachzudenken. Zu erwägen, was wohl vorteilhafter sei, die Gesinnung dem Geschäft oder das Geschäft der Gesinnung zu opfern. Und übrigens blieb es nicht bei dieser einzigen Aussprache. Der Reihe nach besuchten ihn alle Prominenten der Partei, redeten auf ihn ein, versuchten, ihn zu beeinflussen, versprachen ihm goldene Berge oder aber die abgrundtiefste Hölle, bis er endlich so weit war, sich ernstlich zu überlegen, ob es nicht gescheiter wäre, dem Druck nachzugeben, um möglichst ungeschoren aus der unerquicklichen Affäre herauszukommen. Nun, noch blieben ihm einige Wochen Zeit, sich zu entschließen.

Die Wochen gingen herum, es wurde die große Werbetrommel für die Genossenschaft Mübezaba geschlagen, der Herr Winkelmann war tätiger als je, und seine Genossenschaftskasse begann sich mit den einbezahlten Beiträgen zu füllen. Er hatte sich und einen riesigen Koffer im „Löwen" einlogiert und beriet den Herrn Glattmüller, wie aus seiner bäuerlichen Wirtschaft ein mondänes Lokal zu machen wäre, wenn einmal die Fremden massenhaft kämen, um per Bahn auf den Münsterberg hinaufzufahren. Da müßte eine Bar her mit teuren Schnäpsen, ein Tea-room müßte angebaut werden für zarte Seelen, die kein Schwarzbrot ertragen und keinen anständigen Schluck Wein, der gute alte „Löwen" würde in „Lion d'or"

umgetauft werden und so weiter, kurz, er schwatzte dem Wirt alle Ohren voll; dieser hörte bereitwillig zu, schwelgte in goldenen Zukunftsplänen und übersah dabei ganz, daß der Genossenschaftskassier Winkelmann nun schon seit vierzehn Tagen bei ihm wohnte, ohne bisher eine Hotelrechnung bezahlt zu haben. Aber bei so vornehmen Leuten drückt man eben ein Auge zu, und übrigens sah der große Koffer äußerst krediterweckend aus. Außerdem ist der Mensch nie so vertrauensselig, wie wenn er ein gutes Geschäft wittert.

Nun, eines Tages, kurz bevor die Angelegenheit im Großen Rat spruchreif werden sollte, meldete sich im „Löwen" ein gut aussehender junger Mann und verlangte den Herrn Winkelmann in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen. Die Unterredung mit dem Fremden, der sich als Rudolf Stahl vorstellte, wurde hinter verschlossenen Türen geführt.

„Sie haben", so begann der Besucher, „eine Zeitungsanzeige erlassen, worin Sie einen Teilhaber für ein gewinnbringendes Geschäft suchen. Auf meine Offerte hin schrieben Sie mir etwas von zweihundert Prozent. Ich gehöre nun nicht zu den Leuten, die sich zweihundert Prozent Gewinn entgehen lassen, bin anderseits aber der Ansicht, daß ein seriöses Unternehmen sich so etwas nicht leisten kann."

„Das heißt also, daß Sie die Dollaria-Finanzgesellschaft unsauberer Geschäfte verdächtigen?"

„Hm! Jedenfalls habe ich mich davon überzeugt, daß die ganze Firma aus einem Postfach und ein paar feudal aussehenden Briefköpfen besteht. Und ich vermute stark, daß sie auf den Gimpelfang ausgeht, denn daß das asthmatische Zahnradbähnchen auf den Münsterberg zweihundert Prozent Gewinn abtragen soll, das können Sie natürlich meinem Papagei erzählen, vorausgesetzt, daß er es glaubt. Nun aber bin ich nicht abgeneigt, mich auch in unsaubere Geschäfte einzulassen, wenn sie klingenden Erfolg versprechen."

„Mit andern Worten, Sie halten mich für einen Gauner?"

„Einigermaßen, ja. Aber das brauchen Sie mir nicht übel zu nehmen, weil es vermutlich stimmt und ich mich Ihnen als Mitgauner anerbiete. Denn es ist mir zum vorneherein klar, daß zweihundert Prozent nicht mit einwandfreien Methoden zu verdienen sind, also werden Sie mir meine Offenheit nicht übelnehmen und mich dafür ein bißchen in Ihre Pläne einweihen."

„Mit wieviel gedenken Sie sich zu beteiligen?"

„Mit soviel Sie wollen."

Nun, bekanntlich finden sich schöne Seelen zu Wasser und zu Lande. Und nachdem Herr Winkelmann sein anfängliches Mißtrauen dem jungen Draufgänger gegenüber überwunden und sich überzeugt hatte, daß er mit seinesgleichen verkehrte, wurde er gesprächiger.

„Nicht wahr, der Bahnbau soll ungefähr eine halbe Million kosten. Aufgebracht wird das Geld von Leuten, die nicht einsehen, daß das Ganze mit einem schauderhaften Konkurs enden muß."

„Wie wollen Sie denn da zweihundert Prozent Gewinn auszahlen?"

„Gemach. Konkursit wird die Genossenschaft, und die Dummen verlieren ihr Geld."

„Und die Gescheiten kaufen nachher die ganze Bahnanlage für ein Trinkgeld!"

„Sie haben es mit scharfem Blick erfaßt, Herr Stahl."

„Und weil die Dollaria-Finanzgesellschaft nicht genug eigenes Kapital hat, sucht sie einen Teilhaber, der ihr bei diesem Geschäft unter die Arme greifen kann."

„Ist das nicht eine glänzende Idee?"

„Und wenn das Bähnlein uns zuliebe nicht Konkurs macht?"

„Es wird! Es gibt nichts Unrentableres als die geplante Geschichte. Ich bin überzeugt, daß wir den ganzen Kram nachher aus der Konkursmasse zu fünfzigtausend Franken erstehen werden."

„Ich verstehe. Was wir hier vereinbaren, wäre also gewissermaßen die Erbgenossenschaft der Genossenschaft Mübezaba. Freilich müßte ich mir einen schriftlichen Vertrag unter Ehrenmännern ausbedingen."

Zwar zögerte Winkelmann, sich vertraglich festzulegen. Aber da Stahl darauf beharrte, bequemte er sich zu dem schriftlichen Geständnis seiner schönen Seele, drückte dem jungen Mann das aufschlußreiche Dokument in die Hand und begann zu überlegen, wer wen nun mit der besten Aussicht auf Erfolg betrügen würde.

Rudolf Stahl begab sich schnurstracks zum Schuhmachermeister Schüchli. Weder aus geschäftlichen noch aus politischen Gründen. Sondern ganz einfach, weil ihm's die Elsbeth, Schüchlis Tochter, seit langem angetan hatte.

Schüchli aber warf ihn höflich zur Tür hinaus. Aus verschiedenen Gründen. Erstens war er mit der Familie Stahl leicht verfeindet, zweitens gedachte er seine Tochter nicht an den ersten besten zu verheiraten, drittens hatte er gerade einen Haufen Arbeit vor sich, und viertens mußte er alle seine Aufmerksamkeit auf die demnächst beginnende Großratssitzung konzentrieren, an der über die Subvention für den Bahnbau entschieden würde.

Er hatte lange mit sich und mit den Parteigrößen gerungen. Aber als er eingesehen hatte, daß man ihm das Messer immer enger an die Kehle setzen würde, war sein Widerstand erschlafft, und er hatte dem Herrn Schnetzler gelobt, zugunsten der Subvention zu stimmen. Daß er das getan hatte, wurmte ihn in seinem Innersten und stimmte ihn schlechter Laune, denn irgendwie quälte ihn das Gefühl, er hätte sich für eine mißliche Sache kaufen lassen. In diese Stimmung war dann Stahl hineingeplatzt, und daß er hinausgeworfen wurde, hatte somit mehr politische als menschliche Hintergründe. Auch bildete er sich keineswegs ein, die Elsbeth würde nun fromm auf ihren heimlichen Schatz verzichten; dafür kannte er sie viel zu gut; denn auch er hatte sich in seiner Jugend von niemandem vorschreiben lassen, welches Mädchen er gerne haben dürfe.

Am bewußten Tag also bürstete Vater Schüchli sein schönes Sonntagskleid, nahm noch einmal die Ermahnungen und Ratschläge seiner Parteigenossen entgegen und fuhr in die Stadt, um sein großrätliches Licht leuchten zu lassen und der Mübezaba zu einer ausgiebigen Subvention zu verhelfen.

* * *

Große Aufregung anderntags im Dorf. Und insbesondere bei den Vätern der Bahnbaugenossenschaft. Denn im Großen Rat war die Subvention verworfen worden, und zwar mit einer einzigen Stimme Mehrheit. Wenn ein einziger Großrat Ja gestimmt hätte statt Nein, wäre das Projekt gerettet gewesen.

Was aber mehr Staub aufwirbelte als der ganze ablehnende Entscheid war der Umstand, daß Tobias Schüchli, der Vertreter der lokalen Fortschrittspartei, entgegen seiner klaren Instruktion glänzend versagt und mit Nein gestimmt hatte. Jawohl, der Schuhmachermeister Schüchli, der dem Parteisekretär in die Hand gelobt hatte, für die Erlangung der Subvention einzustehen, war schmählich umgefallen, war zum Verräter an den geheiligtesten Interessen, zum Renegaten geworden!

Nichts war aus ihm herauszubringen, rein gar nichts. Er saß in seiner Schusterbudik, klopfte wie wütend an seinen Schuhen herum, hüllte sich in schuldbewußtes Schweigen und weigerte sich standhaft, vernünftige Gründe für sein Versagen vorzubringen.

Auch seine Frau drang vergeblich in ihn. Er gestand ihr bloß, daß er sich eine Großratssitzung eigentlich viel schlimmer vorgestellt hatte, als sie eigentlich war. Wohl sei viel politisches Zeug dahergeredet worden. Er aber hätte gar nicht stark hingehorcht, um so mehr, als er von seinem Nachbarn in ein angeregtes Gespräch über Briefmarken gezogen worden sei. Bloß über den Kern der Sache, über den äußerte er sich nicht.

Sie kamen der Reihe nach, um ihn zur Rede zu stellen. Der Parteipräsident Schnetzler, Direktor der Bahngesellschaft, der Löwenwirt Glattmüller als Verwaltungsratspräsident, der Spenglermeister Kellerhals als Betriebschef und alle, alle, die sich von der Mübezeba goldene Berge versprochen hatten; sie tobten, wüteten, spien Stichflammen, beschimpften ihn mit den unflätigsten Ausdrücken und, statt sich zu wehren, saß er da wie ein Häufchen Elend, mit hängenden Schultern, ohne ein Wort der Rechtfertigung, ganz einfach erschlagen. Die Schuld stand ihm im Gesicht geschrieben. Aber standhaft verweigerte er jede Aussage, nicht mit einem einzigen Wort klärte er die Gründe auf, die ihn bewogen hatten, aus der Reihe zu tanzen. Niemand wurde klug aus ihm. Selbst seiner Frau und seiner Tochter gegenüber hüllte er sich in hartnäckiges Schweigen. Niemand wußte sich sein sonderbares Verhalten zu deuten, und einzig der Parteipräsident Schnetzler erklärte in aller Öffentlichkeit, Tobias Schüchli müsse plötzlich

verrückt geworden sein. Worauf er zur Tagesordnung überging.

Diesen ganzen Tag hindurch blieb der brave Schuhmacher ungenießbar. Wenn jemand auf die bewußte Sache zu sprechen kam, lief er zur Tür hinaus. Und schließlich schmiß er seine Schuhe in eine Ecke, griff zur Feder und schrieb der Regierung in zwei Sätzen, daß er sich entschlossen hätte, auf sein Mandat als Großrat zu verzichten. Ohne Begründung.

Frau und Tochter schlichen in der Wohnung herum, als ob sie auf Eiern gingen. Und doch faßte sich Elsbeth gegen Abend ein Herz, legte den Arm um des Vaters Schulter und sagte: „Das hast du gut gemacht, Vater. Ich bin froh, daß du standhaft geblieben bist und dich geweigert hast, gegen dein Gewissen zu stimmen. Und wenn auch ein paar Herren verschnupft sind darob, so weißt du doch ganz genau, daß das ganze Dorf auf deiner Seite ist und dich ob deiner männlichen Haltung lobt. In aller Leute Munde bist du gegenwärtig, Vater, und überall hat deine Haltung Eindruck gemacht. Ich jedenfalls bin stolz auf dich!"

Da ging ein müdes Lächeln über Schüchlis Züge, aber er antwortete nichts. Er saß da wie ein schuldbewußter Dulder und schnürpfte an seinen Schuhen herum, als ob er nicht gestern eben die größte Dummheit seines Lebens, wie die einen sagten, begangen hätte oder die größte Gescheitheit, wie die andern behaupteten. Irgendein Rätsel war um ihn herum, ein Geheimnis, das er offensichtlich nicht zu lüften gewillt war.

Gegen Abend sprach Herr Winkelmann vor.

„Mein lieber Herr Schüchli, ich bin nicht gekommen, um Ihnen Vorwürfe zu machen. Das werden die andern zur Genüge besorgt haben. Ich bin einzig gekommen, um das Paar Schuhe abzuholen, das ich Ihnen vor acht Tagen zum Flicken gebracht habe, und das ich nun dringend brauche, weil ich noch heute abend zu verreisen gedenke."

Das Paar Schuhe, von dem Winkelmann sprach, bestand in Wirklichkeit aus zwei großen Löchern, die notdürftig durch einige Lederfetzen zusammengehalten wurden und die bei genauerer Betrachtung einige Ähnlichkeit mit Schuhen aufwiesen. Schüchli war denn gerade auch damit beschäftigt, die Ruinen nach Möglichkeit wieder zusammenzubasteln, und fragte sich im stillen, ob denn ein Genossenschaftskassier wirklich nicht in der Lage sei, sich ein neues Paar Schuhe zu leisten. Immerhin versprach er, sein Möglichstes zu

„Das hast du gut gemacht, Vater."

tun, und unterbreitete dem Gast derweilen, um ihm das Warten zu verkürzen, sein Markenalbum.

Winkelmann blätterte gelangweilt und nervös in dem Katalog herum, der ihn offenbar nicht im geringsten interessierte, was wiederum Schüchli einen Stich ins Herz gab. Denn Leute, die seine Markensammlung nicht zu schätzen wußten und sich nicht lobpreisend über sie ergingen, waren für ihn erledigt. Mürrisch klopfte er weiter an dem Geflicke herum, bis Winkelmann, der einige Male ungeduldig an die Uhr geschaut hatte, sich

erhob und erklärte, nicht mehr länger warten zu können, da er unbedingt mit dem nächsten Zug wegfahren müsse. Er gab dem Schuhmacher seine Stadtadresse an und empfahl sich in, wie es Schüchli schien, verdächtiger Eile.

Nun, dem war es recht. Er arbeitete ohnehin nicht gerne, wenn ihm jemand zuschaute dabei. Und insbesondere dieser Winkelmann ging ihm wider den Strich. Denn wer war eigentlich der Urheber der ganzen Aufregung als eben dieser hergelaufene Mensch, der es verstanden hatte, ein paar eingebildeten Leuten den Kopf zu verdrehen, bis daß sie vor lauter Verwaltungsrats-Einbildung die richtige Größenordnung der Dinge nicht mehr erkannten!

Bei all diesen Überlegungen fiel sein Blick auf das Markenalbum, das Winkelmann achtlos hatte liegen lassen. Er hob es sorgfältig auf, blätterte liebevoll ein paar Seiten durch und stutzte. Da fehlte ja eine Marke! Da fehlte ja... aber das war doch gerade das Prachtsstück der ganzen Sammlung, das Basler Täubchen, die Marke von geradezu unschätzbarem Wert, die er von seinem Vater geerbt hatte und die allein den Neid sämtlicher Briefmarkengötter herausforderte!

Weg war sie, ganz schonungslos gesagt weg! Gestern war sie noch drin gewesen, das wußte er als Hüter seiner philatelistischen Schätze ganz genau, und niemand hatte seitdem das Album in die Finger gekriegt als eben dieser Winkelmann. Darum also diese verdächtige Eile! Darum also dies nervöse Gebaren! Nun ja, als Gauner eingeschätzt hatte er ihn ja schon lange; das war also bloß die Bestätigung seines Verdachtes!

Und Tobias Schüchli schlug das, was man Krach nennt. Er trommelte Weib und Kind zusammen, erklärte ihnen in fliegender Eile den Sachverhalt, riß sich seinen Schuhmacherschurz ab, stürzte sich in den erstbesten Rock und rannte davon, den Halunken dingfest zu machen, bevor sein Zug abgefahren wäre.

Verdutzt standen Frau und Fräulein Schüchli vor dieser neuen Sachlage. Erst sein sonderbares Verhalten an diesem Tag, sein rätselhaftes Schweigen über die Vorgänge im Großen Rat und nun gar noch dieser angebliche Markendiebstahl... das alles ließ nur den einen Schluß aufkommen, daß im Räderwerk von Schüchlis Gehirn irgend etwas in Unordnung geraten sein müßte. Um so mehr als Frau Schüchli, als sie sich durch einen Zufall bückte, das vermißte Basler Täubchen am Boden liegen sah. Es war also ganz einfach heruntergefallen, und mittlerweile glaubte Tobias Schüchli, es sei ihm von Herrn Winkelmann gestohlen worden!

Was tun? In all diese Ratlosigkeit platzte Rudolf Stahl hinein, der beschlossen hatte, an diesem Tag nochmal sein Glück zu versuchen. Er wurde rasch vom Vorgefallenen unterrichtet. Vernahm, daß Winkelmann zwar nicht der Markendieb sei, daß er aber verdächtige Eile gehabt hätte, den Abendzug zu erreichen, wußte auch ohnehin sonst noch allerhand und setzte sich ohne weitere Erklärungen schnurstracks ebenfalls in Trab, um, wie er sagte, mit dem Herrn Genossenschaftskassier noch ein Wörtchen zu reden.

Aber Winkelmann hatte offenbar die längern Beine gehabt. Nicht ganz ohne Grund. Denn es waren mehr als ein Verfolger hinter ihm her. Erstens einmal Tobias Schüchli, der seine gestohlen geglaubte Marke wieder haben wollte, zweitens der Löwenwirt Glattmüller, der endlich gemerkt hatte, daß er es bei dem so großartig auftretenden Kassier mit einem Zechpreller zu tun hatte, und drittens der junge Rudolf Stahl, den offenbar ein dritter Grund bewog, sich dem Flüchtigen an die Fersen zu heften. Deshalb nahm er am Bahnhof denn auch kurz entschlossen ein Auto, um dem vertrauenerweckenden Herrn nachzufahren, während Schüchli und Glattmüller, die Zurückgebliebenen, sich unter großem Lamento ihre Erfahrungen mit dem Schwindler erzählten.

* * *

An diesem Abend wurden aber auch der ganze Gemeinderat sowie die Mitglieder der Genossenschaft Mübezaba zu einer dringenden Sitzung im Singsaal des Schulhauses aufgeboten. Es hatte sich etwas im Dorf herumgeraunt, was wußte niemand genau, aber jedermann war überzeugt, daß es irgendwie mit dem beabsichtigten Bahnbau im Zusammenhang stand.

Und richtig. Der Gemeindeammann Ruch ergriff das Wort, um zu erklären, daß das Mübezaba-Projekt beerdigt und die Genossenschaft liquidiert werden müsse.

„Unser Mitbürger Großrat Tobias Schüchli", fuhr er fort, „hat, seiner Überzeugung gehorchend, den Ausschlag gegeben. Die Subvention wurde nicht bewilligt, die Bahn kann nicht gebaut werden."

„Alles eines Renegaten wegen!" knirschte Herr Schnetzler.

„Es ist meines Erachtens abwegig, von Renegaten zu sprechen", entgegnete ihm Ruch, „solange wir annehmen dürfen, der Schuhmacher Schüchli habe nach bestem Wollen und Können der öffentlichen Meinung Ausdruck gegeben, statt als Werkzeug einer interessierten kleinen Schicht aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Auch ich bin der Meinung, es sei besser für unser Dorf, wenn der Bahnbau unterbleibe. Außerdem habe ich stark den Eindruck, mit dem Herrn Winkelmann stimme irgend etwas nicht, und ich wurde darin noch bestärkt vor einer halben Stunde, als mir Herr Schüchli, den ich zufällig traf, klipp und klar erklärte, dieses hergelaufene Individuum sei ein ausgesprochener Gauner, den er eben bei der Polizei anzuzeigen im Begriffe sei."

„Der Winkelmann ist durchgebrannt!"

Herr Schnetzler öffnete eben den Mund, um zu protestieren, als schreckensbleich der Löwenwirt Glattmüller hereinstürzte:

„Der Winkelmann ist durchgebrannt! Durchgebrannt mit einer vierwöchigen, unbezahlten Hotelrechnung! Und in seinem Riesenkoffer, den er zurückgelassen hatte, fand sich nichts vor als einige alte Lumpen!"

Allgemeines Erstarren. Denn Winkelmann war ja schließlich Kassier der Genossenschaft mit nahezu unbeschränkten Vollmachten.

Nun war die Reihe zum Erbleichen an dem Gemeindeschreiber Schnetzler. Er sagte zwar nichts. Er schlich sich nur hinaus an das nächste Telephon, läutete beim Verwalter der Spar- und Leihkasse an. Und kam zurück, mehr Geist als Mensch, um der völlig versteinerten Menge zu verkünden: „Der Gauner Winkelmann hat auf seiner Flucht auch die bereits einbezahlten Genossenschaftsgelder im Betrag von über zwanzigtausend Franken mitlaufen lassen!"

Auf so etwas war niemand gefaßt gewesen. Wenn schlimme Nachrichten einschlagen, wirken sie ungefähr ebenso wie Blitze, die vom heiteren Himmel zucken. Erst war alles sprachlos. Und dann erhob sich der Tumult. Da gab es ein Kreischen und Brüllen und Lamentieren, ein Disputieren, Besserwissen und Jammern, in das besonders diejenigen einstimmten, die ihren Genossenschaftsbeitrag einbezahlt hatten. Alles schrie nach Feststellung der Verantwortlichen, und der Sturm legte sich erst, als der Gemeindeammann erklärte, daß die Polizei bereits die Suche nach dem Defraudanten aufgenommen habe.

Aber gleich schon zuckte ein zweiter Blitz aus dem schon ziemlich bewölkten Himmel, und zwar ein Blitz, der eine belebende Wirkung ausübte.

Denn als die allgemeine Ratlosigkeit am größten war, betrat Rudolf Stahl das Sitzungszimmer und erklärte: „Wir haben ihn!"

Tosendes Beifallsgebrüll.

„Meine lieben Mitbürger", fuhr er fort, „eigentlich hättet ihr es verdient, von diesem Gauner nach Noten geschröpft zu werden; denn so leichtsinnig ist noch niemand auf einen Schwindel hereingefallen wie die Herren Genossenschafter der Mübezaba. Wenn ich mich Ihnen bei dieser Gelegenheit vorstellen darf: Polizeiinspektor Stahl. Ich hatte eine Anzeige des Winkelmann gelesen, worin dieser Geldgeber für seine Dollaria-Finanzgesellschaft suchte und diesen zweihundert Prozent Gewinn versprach. Eine faule Sache, sagte ich mir, und meldete mich als angeblicher Finanzmann. Prompt fiel der Schwindler in die Falle und gab mir schriftlich so ziemlich alles Beweismaterial gegen ihn in die Hand. Ich hätte ihn längst verhaften können, doch begnügte ich mich damit, ihn zu überwachen. Denn ich wollte die Sache erst reifen lassen, weil ich riskieren mußte, daß ihr mir in eurer Verblendung gar nicht geglaubt hättet.

Nun, der Abend endete mit einer Verlobung.

Nun hat aber ein anderer den Stein ins Rollen gebracht: der Schuhmacher Tobias Schüchli. Gleich von Anfang an hatte er Verdacht gegen Winkelmann geschöpft. Deshalb stimmte er denn im Großen Rat auch gegen die Subvention, und was er vorausgesehen hatte, trat ein: der Winkelmann versuchte zu retten, was zu retten war, und wenigstens mit dem einbezahlten Geld zu verduften. Tobias Schüchli aber lenkte mich im letzten Augenblick auf seine Spur, und wenn wir jemandem Dank schuldig sind, so ist es der viel angefeindete und doch so senkrechte Schüchli!"

* * *

Der wußte nun eigentlich nichts von alledem. In verbissenem Eifer klopfte er zu Hause auf seine Schuhe, als plötzlich draußen Männerchorgesang und vielstimmige Freudenrufe ertönten. Nanu, was war denn da los? So ziemlich das ganze Dorf stand jubelnd vor seinem Haus, der Gemeindeammann Ruch trat ein und streckte ihm die Hand hin: „Da, Schüchli! Sie sind ein Ehrenmann durch und durch. Wir haben Sie verkannt. Verzeihen Sie uns. Nun wissen wir, weshalb Sie dagegen gestimmt haben im Großen Rat und bitten Sie, uns zu entschuldigen, daß wir es so spät inne wurden."

Schüchli stand da wie ein Fragezeichen. Und es ging einige Zeit, bis er begriff, daß Rudolf Stahl, den er erst hinausgeworfen, derjenige war, der sich mutig für ihn eingesetzt hatte.

Nun, der Abend endete mit einer Verlobung. Und mit einem vielsagenden Augenzwinkern zwischen Schüchli und Stahl, die sich beide mit einmal besser verstanden als Zwillingsbrüder.

Und Herr Ex-Großrat Schüchli blieb der große Mann des Dorfes, der es mit seiner Gesinnungs-

treue vor einem großen Verlust und einer großen Blamage gerettet hatte.

Gras wuchs über die Sache, viel Gras. Und viel, viel später nahm dann Frau Schüchli den unterbrochenen Faden wieder auf und fragte ihren Eheliebsten: „Nun, Tobias, sage mir ehrlich, warum hast du jenesmal im Großen Rat eigentlich Nein gestimmt? Ich weiß, du hattest der Fortschrittspartei nachgegeben und dich einverstanden erklärt, gegen deine persönliche Überzeugung zu handeln; wie also hast du denn doch den richtigen Weg gefunden?"

Worauf ihr Tobias die volle Wahrheit sagte. „Siehst du, das ist eigentlich sehr einfach. Ich erklärte dir bereits schon, daß es in Großratssitzungen nicht so schlimm zugeht, wie man es sich etwa vorstellt. Jedenfalls braucht man nicht so genau aufzupassen wie etwa in der Schule, und so war ich denn schon nach kurzer Zeit mit meinem Nachbarn zur Linken, von dem ich dir bereits erzählt habe, in lebhaftem Markenaustausch begriffen. Natürlich hatte ich mir vorgenommen, Ja zu stimmen. Aber wie ich eben gerade so recht in meinen Markenhandel vertieft war, puffte mich der Nachbar zur Rechten heftig in die Seite: „Herr Schüchli, halten Sie die Hand hoch; es wird abgestimmt. Ich streckte den Arm hoch, und als ich mich nachher erkundigte, wofür ich eigentlich gestimmt hätte, hieß es: für das Gegenmehr!"

Die Rache

Der Kapitän eines Schiffes schrieb einst in sein Logbuch: „Der erste Maat war heute betrunken!"

Als am Tage darauf der wieder ernüchterte Maat diese Eintragung las, war er tief bekümmert, und voll vorwurfsvollen Zorns beschwor er den Kapitän, diese Eintragung wieder zu streichen. Er erklärte, vorher nie betrunken gewesen zu sein, und er würde nie wieder etwas Alkoholisches trinken. Doch der Kapitän sagte: „Kann nichts daran streichen. In diesem Logbuch steht nur die reine Wahrheit!"

Eine Woche darauf führte der erste Maat das Logbuch, und mit fester Hand schrieb er hinein: „Der Kapitän war heute nüchtern!"

Zermatt – einmal anders gesehen

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Zermatter Geschichte mit jenem Tage beginne, da der erste Fremde ins Tal kam und als Bewunderer der Naturwunder gewissermaßen den Grundstein zum touristischen Ruf Zermatts setzte. Wer nicht nur mit dem leiblichen, sondern mit dem geistigen Auge schaut, der fühlt an Ort und Stelle gar bald heraus, daß da tausendfach Stimmen aus den Lüften hallen, daß die Gebärde der Geschichte stumm und doch vernehmlich den Talraum belebt: hier, gleichsam an der Grenze zweier Welten zwischen Menschen und Sternen, gleicht das Land einem Gefäß, das wie selten anderswo Vergangenes heimlich als einen Schatz hütet und diesen dem Aufmerksamen wunderbar leuchtend zu zeigen gewillt ist.

Ganz am Anfang der Zermatter Mythologie geistert der „ewige Jude". Er kam über die Berge geschritten, von Süden her. Zwischen dem Monte Rosa und dem Matterhorn „auf dem Augsttalberg", der heute Theodulpaß heißt, stand der Legende gemäß in alten Zeiten eine Stadt. Als der ewige Jude als solcher erkannt wurde, wollte ihn niemand beherbergen, weshalb er seinen Fluch über die Siedelung rief: „Jez isch noch ä Stadt, und wenn i de nomal chumä, so wachst de hije Gras und liggunt großi Steina. Wen i aber d's dritt Mal chumä, so wird ma de keis Chrüt (Gras) meh antreffä, suscht nigs as nummä Schnee und Ihsch (Eis)." Die Prophezeiung erfüllte sich, und die Leute zogen ins Tal, um dort unten in gesichertem Sonnenklima Wohnung zu nehmen. Dieses Geschichtchen spiegelt eindrücklich die volkstümliche Wissenschaft, die von einem frühern „goldenen Zeitalter" spricht und in immer neuen Variationen die im Laufe vieler Jahrhunderte stattgefundene Klimaverschlechterung der Hochzonen bekräftigt. Nach der Verwünschung reiste anscheinend als erster Fremder der Walliser Bischof Theodorus oder Theodul (im Volksmund St. Joder geheißen) über den Paß ins Italienische hinunter. Dem Bischof war offenbar geworden, daß der Paß von irgendeinem Unheil gewarnt werden müsse, und da vor dem bischöflichen Palast gerade drei Teufel tanzten, rief der Kirchenfürst den schnellsten herbei. Dieser flog so